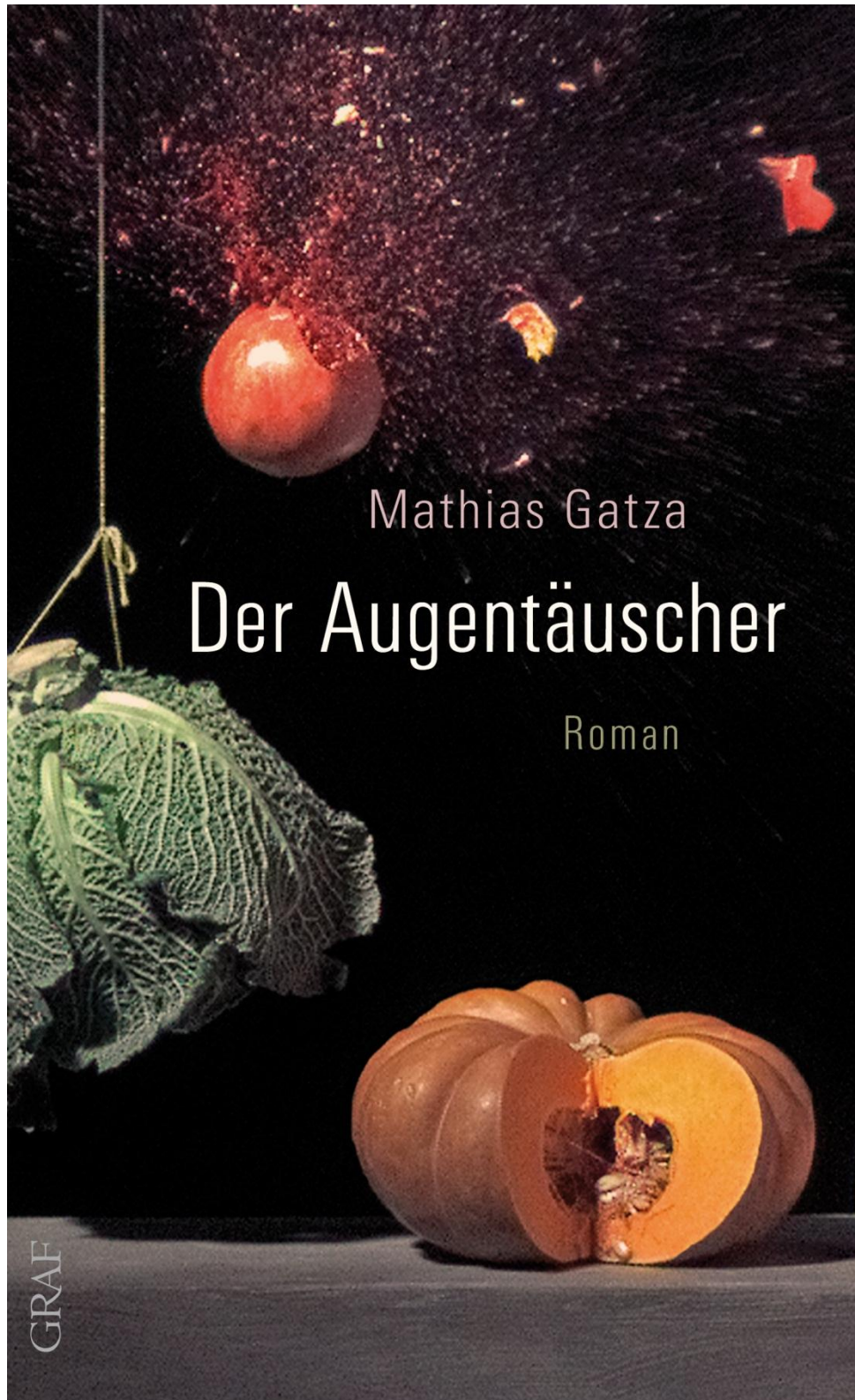


Leseprobe



Mathias Gatz
Der Augentäuscher

Mathias Gatz



Der Augentäuscher

Roman



GRAF

Die Arbeit an diesem Roman wurde durch das
Berliner Senatsstipendium gefördert.

*Der Maler Silvius Schwarz konnte nicht verstehen, warum
alles etwas anderes war, ein Topf die Fruchtbarkeit, eine
Blume die Unschuld, ein Pfirsich das Schweigen. Dabei war
es noch keinem Maler gelungen, so sagte er, überzeugend
einen Nachttopf wie einen Nachttopf zu malen, ein Buch
wie ein Buch und einen Totenschädel wie einen Toten-
schädel.*

Aus den *Vitae* des Arnold Houbraken

Der Graf Verlag München ist ein Unternehmen der
Ullstein Buchverlage GmbH

ISBN 978-3-86220-009-2

© 2012 by Ullstein Buchverlage

Endredaktion: Rainer Wieland

Gesetzt aus der Optima und aus der Centaur

Satz: Uwe Steffen, München

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

www.graf-verlag.de

INHALT

Personen 11

Vorwort des Herausgebers 13

Erster Bogen 33

Gesetzt in einer kalten Novemhernacht – Darin der Setzer Leopold von der Geburt des Silvius Schwarz erzählt – Wie der Heide Muhammad sein Vater wurde – Silvius' Ausbildung zum Maler – Wie seine Bilder den Dingen immer mehr gleichen – Er lernt die Camera obscura kennen – Wie im Frühjahr das sonderbare Morden beginnt – Wieso der Maler als Täuscher gilt und Verdacht auf ihn fällt – Beginn des Gerichtsprozesses – Silvius sitzt seit sieben Tagen im Kerker

Anmerkung des Herausgebers 51

Amsterdamer Briefe 59

Anmerkung des Herausgebers 70

Zweiter Bogen 79

Leopold erzählt die zweite Winternacht – Von den Wölfen und warum es nun Straßenbeleuchtung gibt – Ein grausiger Fund: Beim prächtigen Feuerwerk im März 1673 wird ein gepfählter Eunuch entdeckt – Seit Silvius aus Holland zurück ist, beschäftigen Morde den Dresdner Hof – Werke des Teufels?

Anmerkung des Herausgebers 100

Frühlingsbriefe 111

Anmerkung des Herausgebers 138

Dritter Bogen 145

Die dritte Winternacht – Der zweite Leichnam wird gefunden: der Sänger Farelli – Silvius ist vom Lechtsinn fasziniert – Die Marquise von Lully fühlt sich durch ein Bild des Malers entblößt – Ein dunkles Atelier und eine schwarze Platte – Inspektion einer Leiche – Über sprechende Seile und die Zeichen der Insekten

Anmerkung des Herausgebers 167

Osterbriefe 175

Anmerkung des Herausgebers 198

Vierter Bogen 211

Die vierte Winternacht – Im Sommer werden Verdächtige hingerichtet, ohne dass die Morde aufhören – Silvius malt bei Nacht und bei Gewitter – Leopold sieht ein Bild im Wasser entstehen – Ein Maskenball und ein sprechender Kopf – Das erste Bild von Silvius wird öffentlich entbüllt – Dorus und Lully nutzen die Gunst der Stunde

Anmerkung des Herausgebers 236

Sommerbriefe 247

Anmerkung des Herausgebers 272

Fünfter Bogen 283

Die fünfte Winternacht – Silvius und seine Anhänger – Über die Druckmaschinen und die Rosenkreuzer – Sophies Oheim Berthold fliegt zum Mond – Muhammad sucht Spuren im Unsichtbaren und Kleinsten – Dorus klagt Silvius als Magier an – Silvius flieht in die Berge – Der Liebungsennuch des Fürsten gepfählt – Der Kurfürst bläst zur großen Jagd

Anmerkung des Herausgebers 302

Herbstbriefe 307

Anmerkung des Herausgebers 335

Sechster Bogen 353

Die sechste Winternacht – Die Druckerei ist durchsucht worden – Silvius ist gefasst – Sophies Besuch in der Druckerei – Das letzte Bild von Silvius – Wie es entsteht und auf dem Richtplatz aufgehängt wird – Muhammad fällt ein Balken auf den Kopf – Ihm geht ein Licht auf – An der Pforte zur Hölle – Von der Sprache Jesu und der Stimme Gottes – Der letzte Tag vor Silvius' Hinrichtung

Anmerkung des Herausgebers 370

*Dietrich von Dietersdorff an Sophie von Schlosser
Peking, 1683* 377

PERSONEN

LEOPOLD

Geboren ca. 1639

17. Mai 1648: Teilnahme an der Schlacht bei
Zusmarshausen

1649–73: Ausbildung zum Setzer in der Druckerei
Bucerus; arbeitet daselbst

23.–28. November 1673: setzt in sechs aufeinander-
folgenden Nächten sechs Bögen; sie enthalten die
Geschichte von Silvius Schwarz

SILVIUS SCHWARZ

Geboren Winter 1653

Eltern vermutlich früh verstorben;
aufgewachsen in ***rode

Ziehvater: Muhammad al Ghazali
frühe Begabung als Maler

ca. 1667: Reise nach Nürnberg

1670–73: Ausbildung in Amsterdam, Reisen nach London

23. März 1673: Rückkehr nach ***rode

Ostern 1673: Aufenthalt in Gotha

29. November 1673: Exekution durch den Henker

SOPHIE VON SCHLOSSER

Geboren 1657 in ***rode

Mutter stirbt bei der Geburt, Vater unbekannt

Mathematikerin

Winter 1672/73: Heirat mit Dietrich von
Dietersdorff

N.N. (HERAUSGEBER)

Geboren 1953 in Berlin

1973–83: Studium der Kunstgeschichte an der Freien
Universität Berlin

1983 Dissertationsprojekt *Die Optik und ihr Einfluss auf
die sächsische Stilllebenmalerei* bei Horst Kampendonk
(abgelehnt), 1987 Dissertationsprojekt *Früchte und Blumen
im Spiegel der Facettenaugen eines Schmetterlings* bei
Eberhard Kaiser (abgelehnt), 1990 Dissertationsprojekt
*Kopie und Fälschung in der Natur. Der Blumenkopist
Xavier Miscelopolis Schubert* bei Franz Belling (abgelehnt),
1993 Dissertationsprojekt *Theatralität und Performanz
im Bielefelder Barockstillleben* bei Horst Kampendonk
(abgelehnt)

1993–2001: Forschungsarbeit über Silviu Schwarz

2002: Auffindung des ersten Druckbogens in Dresden

2003: Kongress in Brandenburg; Auffindung Vierter Bogen

2004: Übersiedlung nach Dresden

2006: Vorträge im Altersheim Grimma; Reise nach

Kufstein; Auffindung Zweiter Bogen

2007 Auffindung Dritter Bogen; ersteigert bei E-Bay

2008: Rom; Fünfter und Sechster Bogen

und viele andere

VORWORT DES HERAUSGEBERS

Verehrter Leser, Ihr freundliches Interesse an der faszinierenden Früchtestilllebenmalerei auf dem Territorium des Kurfürstentums Sachsen zwischen 1673 und 1680, übrigens mein Spezialgebiet, führte Sie zu mir.

Ich muss zunächst einige Sätze darüber verlieren, warum Sie diesen wissenschaftlich fundierten Text nicht als gedrucktes Buch, als *book on demand* oder als *e-book* in einem Wissenschaftsverlag erwerben können. Sondern ihn unentgeltlich von meiner Homepage herunterladen durften. Der Text kommt, obwohl als kunsthistorische Quellenstudie und Monografie über einen Maler angelegt, außerdem ohne jegliche Abbildungen aus. Dessen ungeachtet habe ich auf der Homepage angekündigt, dass mein Text das Bild des deutschen Barocks, die gesamte Bildgeschichte und die Kunstgeschichte überhaupt verändern wird. Sie sind eingeladen, dies lesend zu bestätigen.

Der Autor ist kein Professor, nicht einmal den Dokortitel trägt er! Dabei habe ich in den letzten Jahrzehnten durchaus Anläufe genommen, ihn zu erringen. Zuerst bei Professor Kampendonk, damals in den Achtzigerjahren noch in Hamburg, heute Berlin. Ich legte ihm eine Arbeit mit dem Titel *Die Optik und ihr Einfluss auf die sächsische Stilllebenmalerei* vor.

»Schon bekannt!«, schrieb er zurück – ein Standardbrief –, lehnte meine Dissertation also ab. Ich verfasste danach mehrere Monografien von Blumenillustratoren und

reichte sie bei verschiedenen Gelehrten ein, allesamt Koryphäen ihres Fachs. Uneingeschränkt wurde die umfassende Materialbeschaffung bewundert. Eine eigenständige wissenschaftliche Leistung wollte indes keiner der Herren Professoren erkennen.

Einmal versuchte ich es noch. Ich arbeitete jahrelang über einen vollkommen unbekannten sächsischen Maler, von dem nur zwei Bilder existierten, die auch nicht sicher zuzuschreiben waren. Mittlerweile forschte ich auf eigenes Risiko, da all meine Gespräche mit Professoren bisher frustrierend verlaufen waren und sich eine leichte Kontakthemmung in mein Leben einschlich. Man bescheinigte mir (wiederum Professor Kampendonk, nun schon lange in Berlin) eine bewundernswerte Hartnäckigkeit. Seine Ablehnung war diesmal immerhin nicht als Standardschreiben verfasst, er formulierte sogar einen Vorschlag: »Da können Sie gleich eine Arbeit über Schwarz schreiben!«, empfahl er mir.

Ich hatte alles in allem fast 14 000 Seiten wissenschaftlicher Recherchen vorgelegt. Und war derweil in ein Alter gekommen, in dem eine wissenschaftliche Karriere in immer weitere Ferne rückte. Was brauchte ich da noch die Ratschläge von Herrn Professor Kampendonk? Einen barocken Maler mit dem Namen Schwarz kannte ich nicht. Also durchforstete ich die Archive – zuerst nur, um dem Professor nachzuweisen, dass es da nichts zu holen gab. Ein Sammler, ein Bienengeist, wie ich es bin, forscht noch in den entlegensten Winkeln. Und in den unbezahltesten. Bei der mir eigenen Zurückhaltung kam es mir zugute, dass meine Forschung immer von soliden Partnerinnen begleitet wurde. Nach Monaten fruchtloser Recherchen, in der Zeit war ich

gerade mit der enorm kurzsichtigen Papeterieverkäuferin Beate zusammen, fand ich in einer – wahrscheinlich Houbraken zuzuschreibenden – Handschrift einen Hinweis auf einen barocken Stillebenmaler namens Silvius Schwarz. Nun, so hatte ich wenigstens den Vornamen schon gefunden, kein dissertationswürdiges Thema, aber immerhin.

Silvius Schwarz war von nun an ein schmerzhafter Stachel. Es gab diesen Maler, war meine erste, sehr allgemeine Hypothese. In meinen mit Kärtchen voller Querverweise gespickten, moirébezogenen Karteikästen blieb das Register *Silvius Schwarz* dann jedoch jahrelang leer. Beate war derweil so kurzsichtig geworden, dass sie mir bei der Sortierarbeit kaum noch helfen konnte, sie verließ mich.

Ich brach das offizielle Studium stillschweigend ab, besuchte aber weiter die kunsthistorischen Kongresse in Berlin, und manchmal, wenn die Verbindungen preiswert waren oder Mitfahrgelegenheiten sich anboten, kam ich sogar bis Braunschweig und Wolfenbüttel. Offiziell lautete mein Forschungsthema: *Veränderungen der Muffenfaltendarstellung in der Feinmalerei des Bielefelder Barock um 1670*. So trat ich vor meine erfolgreicherer Kollegen, um nach ihren Vorträgen, gleich zu welchem Thema, immer wieder mit derselben Aussage zu brillieren: »*Silvius Schwarz hat das auch schon so gemacht, und zwar bedeutend besser!*« Ich wollte ihr Wissen abklopfen, sie aus der Reserve locken. Aber niemand hatte je von ihm gehört.

Ich ging nun auf die schwierigen fünfzig zu (»vierzig plus« heißt das heute). Meiner nunmehrigen Lebensgefährtin Gesine, eine Rollsiegelspezialistin an der Universität mit C1-Besoldung, hatte ich in den zwei Jahren vor der Jahrtau-

sendwende, in denen sie meine Forschungen bedingungslos unterstützte, nie etwas von meinen wissenschaftlichen Gedanken mitgeteilt. Bis sie mir eines Abends – ich hatte damals ein Glas Wein getrunken – auf die Erwähnung des Namens Silvius Schwarz in Verbindung mit meiner desaströsen Dissertationshistorie erklärte: Das sei ein bekannter Kampendonk'scher Witz. Der Name sei unter Kunsthistorikern ein fester Begriff. Er stehe als Synonym dafür, dass ein Student über ein Thema schreibe, das in eine Sackgasse führe. Schwarz sei ein Phantom.

Das war einer der furchtbarsten Einschnitte in meinem Leben. Ich fing an zu streiten und wurde eifersüchtig, begann im Schlaf zu reden und Gesine zu beschimpfen. Ich verfluchte ihr selbst gebackenes, nach Kuhfladen riechendes Sauerteigbrot, das ich jahrelang aß, sie warf mir am nächsten Tag eine Packung Toast an den Kopf. Endlich mobilisierte ich meine ganze Recherchekraft und war zum Schluss felsenfest davon überzeugt, dass meine zarte Rollsiegelexpertin ein Verhältnis mit Professor Kampendonk hatte. Bald war ich auf mich allein gestellt, zum ersten Mal in meinem Leben, und verarmte zusehends. Aber ich blieb an Silvius Schwarz dran, jetzt erst recht!

Dabei wollte ich nie originell und arm sein. Ich hatte es mir nie zum Ziel gemacht, originäre Gedanken aufzuschreiben. Eher entsprach es meinem Charakter, die Fußnoten der Kollegen auszuwerten. Der Vergangenheit kommen wir Historiker auch mit einer solchen Genauigkeit nicht auf die Schliche, viel eher unseren Doktorandenkollegen. Theoretische Arbeiten aber lagen mir ebenfalls nicht, wie mir der Ästhetikprofessor Christoph Menke einmal be-

scheinigte. Ich sammelte lieber. Und also stieg ich tiefer in die Archive hinab. Ich recherchierte mich grauhaarig, Silvius wurde mein Verderben. Mein bisheriges Leben war begleitet von Frauen, die mich dafür bewunderten, das war nun vorbei. Irgendwann fand ich mich während des Elbhochwassers 2002 in Dresden als Sozialhilfeempfänger in einer Aufräumkolonne wieder. Ich war dem Einsatzgebiet Pillnitz zugeordnet. Wir Akademiker schlepten keine Sandsäcke, sondern fischten mit Stangen aus den Depotkellern nach oben gespülte Zettel aus dem Wasser. Meist waren es billige Regionalia, alte DDR-Zeitungen oder Stasiakten. Am Abend lag ich – nun bald »vierzig exitus« – in der Gemeinschaftsunterkunft, den Geruch von fauligem Papier und Kloake in der Nase, und schaute mir die Funde an, die mir interessant erschienen. Es war deprimierend.

Nach drei Tagen in Pillnitz jedoch fischte ich einen Lumpenbogen feinster Qualität aus dem Gitter einer Kläranlage. Ein einzelner Bogen, sehr schön gesetzt, das konnte ich auf den ersten Blick sehen. Nur die erste und die letzte Seite waren lesbar, die übrigen verklebt. Ein – wie ich, die Seiten vorsichtig aufbiegend, entziffern konnte – stummer Setzer namens Leopold hatte diesen Bogen gesetzt. Da er nicht mit der Hand schreiben konnte – erklärte er selbst –, habe er seine Gedanken nur so ausdrücken können. Ich beschloss, den Bogen mit nach Berlin zu bringen, ihn dort zu trocknen und zu restaurieren. Die Frage, ob ich ihn überhaupt an mich nehmen durfte, habe ich mir nicht gestellt. Die Leute im Zug schauten mich abschätzig an, da es aus meinem Rucksack, in den ich den Bogen gepackt hatte, nach Urin roch.

Tagelang war ich damit beschäftigt, die Blätter mit Seidenpapier und Schneidemesser zu trennen und zu waschen. Ich arbeitete konzentriert und langsam, doch passierte es einige Male, dass einzelne Stücke sich von der Papierstruktur ablösten. Ich musste sie also wieder auf den Bogen einbringen. Das war eine langwierige Arbeit mit dem Okular, die mir eine Jugendfreundin, die Restauratorin war, beigebracht hatte. Als ich vollkommen übermüdet durch das Okular schaute, erschienen in meinem Kopf die Worte »Silvius Schwarz«. Fantasierte ich? War ich von den Chemikalien, die ich bei meiner Arbeit benutzte, benebelt? Ich schüttelte den Kopf und öffnete das Fenster. Dann nahm ich noch einmal das Okular: Es waren ohne Zweifel genau diese beiden Worte. Jetzt las ich den vollständig auseinandergefalteten Bogen. Der Drucker Leopold erzählte von einem Maler namens Silvius Schwarz! Ich war fassungslos. Und glücklich. Ein zeitgenössischer Druck berichtete von Schwarz! Ich kann es heute sogar zweifelsfrei sagen: aus den Jahren zwischen 1672 und 1678. Denn es handelt sich um Thüringer Papier von derartiger Qualität, wie sie nur in dieser Zeit von der Mühle Gotha hergestellt wurde.

Ich ging allen Spuren nach, die auf diesen Seiten ausgebreitet waren. Tatsächlich fand ich wenig später Berichte über einen Lustmörder, der genau zu dieser Zeit, 1673, Dresden heimsuchte und insgesamt dreizehn Menschen getötet haben soll. Der Bericht musste echt sein, und es gab nur ein einziges Exemplar dieses Bogens.

Sonderbarerweise blieb Silvius Schwarz, trotz der vielen Anknüpfungspunkte aus diesem ersten Bogen, in anderen

Quellen der Zeit unauffindbar. Als hätte tatsächlich, wie vom Setzer angedeutet, der Teufel seine Finger im Spiel: Silvius Schwarz, ein Maler, der von seiner Zeit getilgt werden musste, sei es durch höhere oder niedere Mächte.

Aber da erinnerte sich die Jagdgöttin Diana ihres treuen Archivars. Ich arbeitete erstmals durchgehend an der frischen Luft, was in meinem Alter der Gesundheit äußerst förderlich war, und zwar in einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme des Gartenbauamts. Da ich mich zu dieser Zeit mit Teerosen und anderen, zumeist englischen, Rosengewächsen beschäftigte, ließ ich mich dem Berliner Tiergarten zu teilen. Damals zeigte der Rosengarten noch weitgehend unverändert die Pflanzungen von Knobelsdorff. Hier konnte ich ungestört meinen Forschungen nachgehen. Ein erbärmlich aussehender greiser Engländer hielt jeden Tag die schönste Bank im Rosengarten besetzt. Ich bot ihm täglich um neunzehn Uhr, wenn der Rosengarten von mir abgeschlossen werden sollte, freundlich meinen Arm an, um ihn hinauszuleiten. So lernten wir uns kennen. Früher war er Depotmeister der Kunstsammlung des englischen Königshauses in Buckingham Palace. Er schwärmte von Blumenstillleben, besonders Heem hatte es ihm angetan. Ich konnte nicht anders: *»Ja gewiss, Heem war bedeutend, aber Silvius Schwarz konnte das besser, und zwar bedeutend.«*

Der bald hundertjährige Mann hatte ein Gedächtnis, wie ich es bei keinem der Herren Professoren bisher erlebt hatte. Es gab in Buckingham Palace historische Listen aller jemals erworbenen und deponierten Gemälde. Zuerst stammelte er erschreckend undeutlich, doch dann verstand ich,

dass auf den Depotlisten aus dem 17. Jahrhundert sechsunddreißig Bilder eines Deutschen namens Silvius Schwarz verzeichnet waren – teils mit Einkaufspreisen beziffert, erhebliche Summen, teils war sogar das Bildsujet benannt. Einige Bilder sollen pornografischen Inhalts gewesen sein, was ich der senilen Fantasie des Depotmeisters zurechnete. Die Regale, in denen die Bilder lagern sollten, waren jedoch alle leer. Nur die Rahmen seien noch zu finden gewesen, erklärte er mir, und man habe diese bei einer anstehenden Inventur vernichtet. Ich habe dann die Depotlisten, auf denen Silvius Schwarz vorkommt, tatsächlich aus England geschickt bekommen. Es waren Beschreibungen dabei, die sonderbare sexuelle Modi zum Inhalt hatten. Selbst darin hatte sich der Greis also nicht getäuscht.

Langsam nahmen die schemenhaften Umrisse Konturen an. Auf einem von der Konrad-Adenauer-Stiftung finanzierten Kongress in Brandenburg erhielt ich dann einen weiteren Hinweis, von Grigori Persius, dem berühmten russischen Historiker. Er ist Professor in Kiew und ein formvollendeter Schöngeist und Schwätzer. Als in die Jahre gekommener Sozialhilfeempfänger fühlte ich mich dem russischen Professor gegenüber, der kaum ein Wort Englisch herausbrachte, es aber dennoch unentwegt versuchte, auf Augenhöhe. Wir trafen uns immer als Erste am Büfett. Und als Letzte. Er bevorzugte Heringshappen, Lachs und, selten genug im Angebot, Fischrogen. Am Büfett war er also kein Konkurrent. Als ich hörte, dass er sich mit Cranach beschäftigte, vor allem mit seinen Nacktdarstellungen, Eva und so weiter, rief ich: »*Silvius Schwarz hat das bedeutend weiterentwickelt!*« Grigori blieb der mit Fischrogen gefüllte Mund offen stehen,

es noch unangenehm daraus. Ich starrte auf seine schlechten Zähne.

Er mümmelte, dass sein Großvater, der in einem Gefangenenlager in Wildfang bei Potsdam als Zwangsarbeiter kaserniert war, in den letzten Kriegstagen beobachtet hatte, wie die Deutsche Wehrmacht dort eine Kiste mit Inkunabeln und Drucken vergrub, die angeblich aus dem Besitz von Göring stammte. Nach der Befreiung aus dem Lager im April 1945 sei der Großvater dorthin zurückgekehrt und habe sich der Kiste bemächtigt. Das interessierte mich nicht sonderlich, aber Grigori kam in Fahrt. Er, Grigori, habe sie dann viele Jahre später, in den Siebzigerjahren, auf dem Dachboden in Kiew gefunden und katalogisiert. Seinen Großvater quälte sein Leben lang ein schlechtes Gewissen wegen dieses Raubes, er war überzeugter Stalinist und wollte auf keinen Fall die Partei bestehlen. Nun konnte er seinen schwachen Moment von damals wiedergutmachen. Alles, was nur im Entferntesten einen Wert hatte, musste er der Eremitage vermachen. Nur ein paar einzelne Druckbögen, die zusammenhanglos schienen, behielt Grigori für sich. Darunter, so Grigori, befände sich ein Bogen, in dem von den Künsten eines gewissen Silvius Schwarz die Rede sei.

Ich habe, als ich das erfahren hatte, an jenem Abend so viele Verbrüderungswodkas getrunken wie davor in meinem ganzen Leben nicht. Ich schrieb Grigori dann ein Jahr lang beinahe wöchentlich, er möge mir doch eine Kopie zukommen lassen. »Kein copy by the Nähe«, schrieb er zurück. Irgendwann schickte er mir das Original mit der Bitte, es doch in Berlin zu kopieren und ihm dann zurückzusenden.

Ich staunte, als ich feststellte, dass auch dieser Bogen aus Thüringer Papier war und von dem stummen Setzer Leopold stammte. Eine Woche später las ich im Newsletter der *Historical Community*, dass Professor Grigori gestorben sei. Ich behielt den Bogen also bei mir, ihm zum Angedenken.

Ich hatte nun also zwei Bögen von diesem Leopold. Mir wurde deutlich, dass Silvius Schwarz ein unerhörter Maler gewesen sein musste, der ein ganzes Zeitalter gegen sich aufbrachte. Ich beschloss, das Material der Forschung zur Verfügung zu stellen. Schickte also eine Abschrift des ersten Bogens an einen Wissenschaftsverlag, mit dem Angebot, die in meiner Obhut befindlichen beiden Druckbögen als Faksimile der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Dann hörte ich monatelang nichts. Aus Geldmangel hatte ich meine kleine Wohnung aufgegeben und war zu einer Archivarin gezogen, die ich seit Langem kannte: Elvira. Eines Tages lag ein Umschlag in der Post, an mich adressiert. Er kam von einem Publikumsverlag, der vor allem für Historienschenken verantwortlich zeichnete. Werbung! Ich schmiss den Brief ungeöffnet in den Biomüll.

Tags darauf kam Elvira, die mich ob meiner Tatenlosigkeit bemitleidete, sonderbar verstört auf mich zu. Ich lag, wie so häufig, auf dem Sofa und sah mir eine Historysendung an.

»Du hast ein Buch geschrieben?«, fragte sie.

Sie reichte mir das mit Resten von Sojamilch verklebte Kuvert, das sie aus dem Bioeimer gefischt und geöffnet hatte. Der darin enthaltene Brief eines mir nicht unbekannten Verlegers machte mich ratlos:

Mein so lieber Lieblingsautor,

Ihr Manuskript, das mir von einer anderen Abteilung unseres Konzerns zugestellt wurde, hat unsere gesamte Verlagsmannschaft sehr beeindruckt. Das erste Kapitel hat hier die Runde gemacht, und wir würden uns freuen, wenn Sie uns schnellstmöglichst weitere Kapitel Ihres Romans schicken ... etc.

Meine Tierseele schrie, das musste ein Scherz sein. Die Abschrift des historischen Bogens war innerhalb des Verlagskonzerns herumgereicht worden und ... mir wurde eine Summe angeboten, die meine Vorstellungskräfte übertraf – es war mehr, als ich die letzten zwanzig Jahre, zieht man die Sozialhilfe ab, an Unterstützung erhalten hatte. Mit ein wenig Fantasie kann sich jeder vorstellen, was diese Nachricht bei mir auslöste:

Ich sagte zu, bekam einen Vertrag für einen populären Historienroman geschickt, unterschrieb sogleich und erhielt eine Summe als Vorschuss, die auszuschreiben unanständig wäre.

Zur Ermutigung las ich immer wieder die verschwenderisch mit Lob um sich werfenden Briefe meines Verlegers, dann aufs Neue die Bögen Leopolds. Ich dachte, es müsse doch möglich sein, aus den Quellen, die ich durch meine Hartnäckigkeit und mit ein wenig Glück zusammentragen konnte, gewürzt mit einem minimalen Zuschuss historischer Fantasie, eine spannende Geschichte zu basteln. Aber ich fühlte mich wie ein Schriftstellerschauspieler. Ich beschäftigte mich viele Monate damit, wie ein historischer Roman auszusehen hatte. Las Hunderte solcher Romane, mein Ver-

leger schickte sie mir aus seinem Programm. In einem lichten Moment kam ich zu der Überzeugung, dass man nicht darum herumsäme, eine ganze Epoche neu zu erfinden.

Ich hängte, da mich die vielen misslungenen Versuche schlechter und erfolgreicher Schriftsteller ablenkten, die Bücherregale mit Bettlaken ab. Eine neue, reinere Art des Schreibens schwebte mir vor, eine, die nicht auf detailgetreuer Wiedergabe angelesenen Wissens beruhte, sondern eine moderne Form historischer Rekonstruktion. Ich schlich bei verdunkelten Fenstern um meinen Schreibtisch, monatelang. Vollständige Entsagung, vollkommene Konzentration, es brachte immer das gleiche Ergebnis: Mir fiel nicht eine Zeile ein, nicht ein einziges Mal bekam ich die Finger aus der schwebenden Bewegung über der Schreibmaschine auf die Tastatur. Ich musste mir eingestehen: Ich besaß weder Fantasie noch Originalität. Ich gab das Vorhaben auf. Den Vorschuss blieb ich schuldig. Und da ich wusste, dass die Buchkonzerne heute über ein Netz von Querverbindungen verfügen, das die Stasi blass vor Neid gemacht hätte, kam ich zu der Einsicht, dass meine Zukunft als Schriftsteller, egal ob populärer oder wissenschaftlicher Couleur, dunkel geworden war.

Ich flüchtete mit dem Geld, das ich unterschlagen hatte, in ein kleines Dörfchen bei Dresden. Mietete ein heruntergekommenes Bauernhaus mit zwei bewohnbaren Räumen in den Weinbergen und war sonderbarerweise glücklich. Ich war in der Nähe meines Forschungsgegenstandes, hatte Zeit und konnte, wenn ich sparsam war, noch Jahre von dem Vorschuss auf ein irrtümlich für einen Historienroman gehaltenes Manuskript leben. Erstmals war ich sogar

vom wissenschaftlichen Glück verfolgt. In den folgenden Jahren fand ich, manchmal auf abenteuerlichen Wegen, insgesamt vier weitere Bögen dieses Leopold. Ich werde von den Fundorten berichten.

Aber ich hatte immer noch keine Idee, was das für Bilder gewesen sein sollen, die Silvius Schwarz gemalt hatte, und warum er ein so immens gefürchteter Mann war – bis zum Mai 2004. Es war Vatertag, und man hatte sich bereits zur Rauferei vorgetrunken. Als eine Horde unappetitlich anzusehender Rüpel die Johannes-R.-Becher-Straße heraufrandalierte, flüchtete ich durch das erste offene Tor und brachte mich in einem hübschen Garten hinter Hortensiensträuchern in Sicherheit. Auf der Veranda einer Jugendstilvilla saß ein Mann um die vierzig und schaute mich an. Als der Lärm auf der Straße immer wilder wurde, zog er sich in die Villa zurück, nicht ohne vorher auch mir Schutz anzubieten. Die Verandatüren führten in ein Antiquitätengeschäft. Als wir eingetreten waren, ließ der Mann hinter uns die Eisengitter herunter.

Mein Wohltäter stellte sich als Daniel de Zweert von der Kunsthandlung De Zweert & Söhne vor. Die war mir natürlich ein Begriff, da sie bekannt dafür ist, exquisite Altmeister zu handeln. Ich sagte ihm, dass sein Vater einen großen Ruf habe. Er antwortete, dass er der Vater sei und die Kunsthandlung mit seinen Söhnen, die um die zwanzig seien, führe. Die Räume waren aufwendig mit Büchern und alten Möbeln arrangiert, um die Bilder an der Wand und auf den Vorlagetischen besser zur Geltung zu bringen. Ich setzte meine Lesebrille auf und beugte mich bis auf Nasenspitze zu einem Bild hinab. »Sehen Sie«, sagte

ich zu de Zweert, »hier ist ein echter Schmetterlingsflügel ins Bild eingefügt, das macht solche Bilder besonders wertvoll. *Silvius Schwarz machte das auch so, und zwar besser!*« De Zweert fragte, da er meinen Sachverstand erkannte, ob ich auch kaufe. Gelegentlich, sagte ich. Das war natürlich gelogen.

Aus der hintersten Ecke des Raums holte er einen verrotteten Rahmen hervor. Nein, es war kein Rahmen, es war eine modrige Kiste.

»Das könnte etwas für Sie sein.«

»Ach ja?«, fragte ich.

De Zweert hebelte den Holzdeckel der Kiste, die etwa 60 mal 85 Zentimeter und fast 30 Zentimeter in der Tiefe maß, mit einem Hammer auf. Was er mir nun schmunzelnd präsentierte, war eine Frechheit. Mein Geldbeutel ist klein, mein Wissen und meine Leidenschaft dafür umso größer. Ich musste lachen, sah ich doch nicht mehr als eine schwarze Platte. Eine Metallplatte, offenbar oxidiert. Genauer, eine moosig grün und schwarz angelaufene Kupferplatte, die Nägel der aufgerissenen Holzpaneele rostig, der Gestank, der von ihr ausging, undefinierbar. Dabei wurde vor Kurzem in diesem Kunsthandel eines der schönsten und besterhaltenen Stillleben von Rachel Ruysch gehandelt!

Ich kam nicht umhin zu bemerken, dass darauf außer vielleicht für einen Materialchemiker nicht viel zu erkennen sei, von einem Bild schon gar nichts. De Zweert zeigte auf den linken Rand, wies auf eine Signatur, die ins Metall gekratzt war:

SILVIUS SCHWARZ

Ich war wie vom Schlag getroffen. Mir wurde schwindelig, ich versuchte ruhig zu atmen und nicht zu schwitzen. Ich durfte mir nichts anmerken lassen, denn wie sollte ich bei der bitteren Magerkeit meiner Mittel an dieses Heiligtum herankommen!

Ich habe mich nie für moderne Malerei interessiert, aber dies erinnerte eindeutig an Duchamp. Eine Black Box. Nur eine Signatur. Ich schaute genauer hin. Irgendwann einmal muss auf dem Bild ein Torso gewesen sein, die Umrisse waren noch auf den abblätternden Metallsplintern zu erkennen, eine Brust, eine Hüfte.

Ich stammelte, was er dafür wolle.

Er nannte einen Preis.

Ich muss kurz das Bewusstsein verloren haben. Als ich wieder zu mir kam, nahm er das Bild wieder vom Vorlagentisch.

Und dann rückte er mit einer weiteren niederschmetternden Mitteilung heraus. Es gebe einen anderen Interessenten, der gerade gestern da gewesen sei.

»Ach«, sagte ich, »ein anderer Forscher, der sich für Silvius Schwarz interessiert? Sie wissen sicher, dass Schwarz unter Kunsthistorikern ein Synonym ist für ...«

»Nun, Sie brauchen es nicht zu nehmen. Übrigens kein Forscher, sondern eine Forscherin.«

Ich war erleichtert, da würde ich doch mit ihm irgendwie eingeworben werden können. Männer meiner Generation denken so.

»Sie interessiert sich nicht für Silvius Schwarz, eher für Sophie von Schlosser. Es ist Frau Professor Sandra Kopp.«

Mir rutschte das Herz in die Knie. Ich las seit Jahren alle ihre Aufsätze. Sie war die Einzige unter all den Professo-

ren, der ich überhaupt noch Achtung entgegenbrachte. Und ausgerechnet sie sollte meine Konkurrentin sein?

Ich nahm mich zusammen. Rechnete durch, was mir blieb, wenn ich das Bild kaufte. Es blieb nichts. Ich setzte mein gesamtes noch vorhandenes Geld ein, zuzüglich des großzügig geschätzten Erlöses meiner in über fünfzig Jahren aufgebauten Handbibliothek. Es war ein unverschämter Preis. De Zweert zögerte kurz, dann schlug er ein. Ich hatte den Archaeopteryx der Bildgeschichte erworben.

Mir schwante langsam, dass sich eine Sensation anbahnte. Silvius Schwarz ist kein Maler gewesen. Er war der erste Fotograf der Weltgeschichte. Und ich war im Besitz des Missing Link. Könnte ich das schlüssig nachweisen, das gerade erworbene Bild bekäme einen unermesslichen Wert.

Wenige Tage nach dem Kauf erreichte mich ein Brief von Sandra Kopp. Sie gratulierte mir zum Erwerb des Bildes und schlug vor, dass wir unser Wissen zusammentragen sollten.

Wie sollte ich darauf reagieren? Ich schrieb in aller Verlogenheit, die mir zu Gebote stand, zurück:

Liebe Frau Kopp (den Professor ließ ich bewusst fort),

können Sie mir sagen, ob Sie über den Maler Silvius Schwarz neue Erkenntnisse haben? Wieso beschäftigen Sie sich mit ihm? Was hat er mit Sophie von Schlosser, die in meinen Quellen als Cousine und Geliebte in einer neben-sächlichen Liebesgeschichte vorkommt, zu tun? Könnten Sie mir weiteres Material zuschicken?

Ich hatte mich erkundigt und wusste, dass Professor Kopp sich neuerdings im Gebiet der Frauenliteratur des deutschen

Barocks hervorgetan hatte. Vielleicht beschäftigte sie sich jetzt mit Gender Studies, also mit gar nichts.

Sie schrieb mir zurück:

Mein Lieber (eine Frechheit von Frau Professor),

nun, für Sie mag Sophie ein Nebensatz in der Geschichte sein. Meine Quelle lässt mich etwas anderes erkennen. Sophie v. Schlosser war eine adlige Wissenschaftlerin, eine brillante Mathematikerin, sie war eine Libertin. Und die Geliebte von Silvius Schwarz. Die Quelle, fragen Sie sich jetzt? Die ich mit Ihnen hätte teilen wollen? Ein galanter Briefroman. Er ist nach dem Krieg von Gotha über den Collecting Point in München schließlich in Dublin gelandet. Es gibt nur dieses eine Exemplar. Zweifelsohne echt. Die Autorin heißt Dionysia von Rose. Er muss zwanzig Jahre nach dem Tod von Silvius Schwarz entstanden sein. Darin wird sehr genau beschrieben, auch wenn es sich vordergründig um einen galanten Briefwechsel handelt, wie das letzte Bild von Silvius Schwarz hergestellt wurde und was darauf zu sehen ist. Wenn nur annähernd wahr ist, was Sie de Zweert über die Bögen in Ihrem Besitz erzählten, muss ich Ihnen zu diesen Funden gratulieren. Sie können sich überlegen, ob Sie nicht doch mit mir in ein kollegiales Gespräch darüber eintreten wollen. Mit freundlichen etc. etc.

Natürlich hätte ich über ihr freundliches Angebot froh sein, sie anrufen, mich mit ihr treffen können. »Kollegiales Gespräch«, das sollte mir natürlich schmeicheln. Ja, ich hätte sie anrufen können. Wir wären in ein Café gegangen, ich hätte sie gebeten, mir mehr zu erzählen. Sie hätte sich

sicher sehr freundlich gezeigt, nett und interessiert an meiner Arbeit. Aber doch darauf bedacht, ihre Informationen für sich zu behalten. Und ihre sowieso schon erstaunliche Karriere weiterzutreiben. Frau Professor Kopp, das stelle man sich vor, war damals gerade einunddreißig Jahre geworden. Dabei dachte ich beim Lesen ihrer Texte, sie müsse eine Bekannte von Aby Warburg gewesen sein.

Ich habe mich also nicht mit ihr getroffen. Stattdessen habe ich sie bestohlen.

Ich fand heraus, dass sie gelegentlich in der Staatsbibliothek arbeitete. Wochenlang saß ich im Sonderlesesaal der Stabi, den leeren Schreibblock aufgeschlagen, ein Stapel barocker Raratexte vor mir. Ein Bild von ihr trug ich immer bei mir – an das Foto einer bekannten Professorin heranzukommen ist nun wirklich keine Schwierigkeit. Ich erwartete sie, aber sie kam nicht. Es war zum Verzweifeln. Bilder sind trügerisch, aber sie schien eine schöne Frau zu sein, Professorin mit einunddreißig! Sie besaß eine Quelle zu Silvius Schwarz, die mir nach all den Jahren vielleicht als Räuberleiter in ein unabhängiges Leben dienen konnte.

Endlich, als die Semesterferien begonnen hatten, sah ich sie. Sie war: schön. Jeder Gedanke, sie vielleicht doch anzusprechen, erstarb. Schön und einen Kopf größer als ich. Unfassbare Locken, fast wie eine barocke Perücke, machten sie noch mächtiger. Ich belauerte sie, schlich um ihren Tisch. Wenn sie in die Cafeteria ging, ließ sie den Laptop angeschlossen am Tisch, leider mit einem Passwort geschützt. Ihre Tasche nahm sie mit. Als ich sie einmal im überfüllten Kopierraum herumhantieren sah, witterte ich meine Chance. Sie würde sicher noch zehn Minuten damit

beschäftigt sein, konzentriert mit ihren dünnen Fingern die Vorlagen auf die Ablage zu drücken. Ich ergriff ihre Tasche, die neben dem Kopierer stand.

Auf der Herrentoilette der Stabi durchstöberte ich mit zitterigen Fingern den Inhalt. Dann sah ich es. Wie kann man nur so leichtsinnig sein, einen derartigen Schatz in einer dummen Tasche aufzubewahren! Diese Frau ist sich ihrer Sache so sicher, dass sie dachte, sie könne mit einem billigen Pappordner verbergen, was sie da mit sich herumtrug: den originalen Buchblock des Romans von Dionysia von Rose, fleckig, die Seiten immerhin sachgerecht mit Seidenpapier getrennt. Und darin enthalten? Eine Sensation! Sieht man von der dramatischen und süßlichen Liebesgeschichte ab, die mich nicht interessierte, enthielt er die fehlenden Teile der Geschichte, die in meinen Bögen zu erkennen war.

Ich bin seither fest davon überzeugt, dass die Fotografie im 17. Jahrhundert von Silvius Schwarz erfunden und praktiziert wurde. Die Quellen stelle ich, da mir andere Wege nicht mehr zur Verfügung stehen, auf diese Weise der Wissenschaft zur Verfügung – die beachtliche Leistung eines exakt recherchierenden Quellenforschers.

Die Quellen habe ich weitgehend so belassen, wie ich sie vorfand. Wie ich zu ihnen gelangt bin, habe ich in Anmerkungen beschrieben und die Fundorte nachgewiesen. An Stellen, die für den Leser ohne Fachwissen dunkel erscheinen mögen, habe ich kommentierend eingegriffen. Die historischen Schreibweisen habe ich angeglichen. In dem Roman von Dionysia von Rose etwa erscheint Silvius immer wieder als Silvius. Aus diesen Briefen habe ich nur die Teile herausgenommen, die sich auf die Ereignisse zwi-

schen Frühjahr und Winter 1673 beziehen, und sie an den Orten eingefügt, wo sie chronologische Überschneidungen mit den Bögen des Setzers Leopold zeigen. Briefe pornografischen Inhalts habe ich – soweit es möglich war – weggelassen. Die von Leopold geschilderten Morde in Dresden, die Silvius zum Verderben wurden, konnte ich größtenteils in alten Relationen belegen.

Den Torso des ersten Fotos der Menschengeschichte besitze ich. Die Früchte von dreißig Jahren gewissenhafter Arbeit breite ich nun vor Ihnen aus.

ERSTER BOGEN



Gesetzt in einer kalten Novembernacht – Darin der Setzer Leopold von der Geburt des Silvius Schwarz erzählt – Wie der Heide Muhammad sein Vater wurde – Silvius' Ausbildung zum Maler – Wie seine Bilder den Dingen immer mehr gleichen – Er lernt die Camera obscura kennen – Wie im Frühjahr das sonderbare Morden beginnt – Wieso der Maler als Täuscher gilt und Verdacht auf ihn fällt – Beginn des Gerichtsprozesses – Silvius sitzt seit sieben Tagen im Kerker

Leopold ist ein dummer Mensch mit flinken Fingern [sagt der Verleger].

Die Rechte lauert lange über dem Setzkasten, soll Leopold anfangen? Daumen und Zeigefinger langen nach einem L – ganz links, zweite Linie von oben – und legen es in den Winkelhaken, den er in der Linken hält, eilen zurück, zögern über dem E, ein ermattet ersticktes Erzgeräusch ertönt, und der Buchstabe erscheint zwischen den grausilbrigen Fingerkuppen, er schiebt ihn hinter den ersten Buchstaben, kehrt um, und da die Sicht so schlecht, eine Kerze verräterisch wäre, die Öllaterne auf dem Markt blakt, orientieren die Finger sich am Rand des Setzkastens, der zweite Holm von links, sieben Lettern von oben. Er findet das O so prompt von dort, als orientierten die Finger sich an einem Magneten. Rechts daneben platziert ist der nächste Buchstabe, die Finger von Leopold träumen, wenn er setzt, träumen in Blei, jetzt haben sie ohne Pewusstsein das P ergriffen, die Finger träumen

fast gleichzeitig ein O, eins-zwei-drei-vier-fünf nach links, L wie Laudanum, Harz, Zistrose, Laudanum laudare, die letzte Letter darf nicht fehlen, direkt unter dem O, *dominus durus*, D. Ausschluss! Tiefer als das Gesagte, aber vergisst nicht, das ist der Name des Setzers, LEOPOLD, das bin ich. Und ich schieße nur mit Blei.

Mein Name also ist Leopold. Ich allein kann die wahre Geschichte vom schlimmsten Teufel, der unser friedliches Land jemals heimgesucht hat, setzen. Nachwelt, wenn du wüsstest, was ich nun erzählen werde, welche Irrtümer und Torturen die Geschichte bereithält, du würdest das Schicksal reuen, das diese Seiten durch die Jahre verborgen gehalten hat. Doch wird es das tun? Ist das Schicksal so klug? Ich bin jedenfalls kein Hymnendichter, der das Schicksal anrufen sollte, sondern werde kunstlos die Geschichte von Silvius Schwarz erzählen, der mir seit seiner Kindheit ans Herz gewachsen und der nun so in Not geraten ist. Silvius Schwarz ist der größte Augentäuscher unserer Zeit, der zum furchtbarsten Ungeheuer der bekannten Welt gemacht werden soll. Dabei ist sein größtes Verbrechen, dass er allein die sichtbaren Dinge liebt. Davon will ich erzählen und wie die Welt seine Kunst nicht erträgt. Denn bald wird schon keiner mehr von seinen Künsten wissen. Das Malefiz, das ihn vor sieben Tagen aufgriff, wird ihn nicht lebendig entlassen. Die Bilder, die von seiner Kunst und unserer Zeit zeugen, sterben schon jetzt, auch wenn sie nicht verbrannt werden. Du, möglicher Leser, wirst, egal, ob hundert Tage, Wochen oder Jahre später, kaum glauben, was Silvius konnte und wofür es keinen Begriff gibt.

Das sächsische Verhängnis, das den wunderbaren Silvius jetzt fortlegt, begann vor sieben Monaten, in den Frühlingstagen beim großen Feuerfest. Silvius kam damals, mit zahlreichen verwunderlichen Gerätschaften im Gepäck, aus der Ferne heim.

Schon vor seiner Reise ins Deichesland galt er in unserem Städtchen als ein bezaubernder Betrüger. Doch erst nachdem er in Holland bei den Ungläubigen in die Schule gegangen war, fürchtete man ihn und seine Kunst wie den Teufel. Heute wollen sie ihn für jedes nur erdenkliche Verbrechen schuldig sprechen – und wollen ihn hängen sehen.

Die Chronik von Silvius Schwarz' Leben beginnt in einer dunklen Zeit. Silvius wurde am Ende des Großen Krieges 1653 geboren, seinen Vater hat er kaum kennen gelernt, seine Mutter starb bei der Geburt. Der Vater nahm den Kleinen, damals noch Namenlosen, an den Füßen in die Höhe und sprach gar nichts, blickte ihn an, dachte an seine dahingeschiedene Ehefrau, an seinen Samen, dachte an den Krieg und die geschundenen Leiber, die er gesehen hatte. Das Kind hing kopfüber und gab keinen Laut von sich, Schmerzen in den Füßen, die, dem Himmel zugewandt, blau anliefen, der Vater, die Welt auf dem Kopf.

Silvius' Vater verließ, den Sohn an den Fesseln haltend, also das Haus seiner toten Frau. Auf den gefrorenen Wegen erhoben die Hunde gierig die Köpfe aus stinkenden Kadavern, klatschten kopfschüttelnd mit den Lefzen, die Katzen schnurrten um die Beine des Vaters, der Kopf des Jungen lief violett an, die Augen offen, der Brand-

geruch, der süße Geruch der Verwesung, die gereckten Hälse der Katzen.

Der Vater ging in eines der wenigen nur halb geschätzten Häuser und drückte einer Frau den Jungen an die Brust. Sie schüttelte den Kopf, schaute dem Jungen ins Gesicht, nein, dieser Junge ist des Teufels, er schreit nicht, er weint nicht, seine Stimmbändchen sind vom Stumm-macher vor der Zeit zerschnitten.

Der Vater stürmt mit dem Kind hinaus. Schnee, Aschenstaub verschmieren die Stirn. Er legt den Jungen am Dorfausgang im aufkommenden Schnee ab, macht kehrt, schaut sich nicht um, verlässt das Leben seines Sohnes, dem er keinen Namen gegeben hat, verlässt das Fürstentum, das Reich, verlässt schon wenige Wochen später die diesseitige Welt und soll deshalb hier fortan keine Erwähnung mehr finden.

Durch das Tor der sächsischen Residenz ***rode, die in den darauf folgenden Jahren ein Ort der Freiheit und Sicherheit werden sollte, schritt gerade in dem Augenblick ein fremdländisch aussehender Mann, einen Turban um den Kopf gewickelt. Er hob den nackten Jungen, dessen ausgekühlte Haut die Schneeflocken pelzig bedeckten, vor sein dunkles Gesicht. Der Araber Muhammad al Ghazali drehte das Kind um und schaute ihm nachdenklich in die grünen Augen. Die Wimpern schimmerten von Schneekristallen, und jetzt stiegen die Säfte, von einer unbekannten Mechanik getrieben, in die Höhe, füllten die Augen, und der Namenlose schrie, wie kein Neugeborenes je geschrien hat, noch heute spricht man von diesem Schrei, und manch einer will darin einen frühen Beweis seiner

Gottlosigkeit gesehen haben, einige schwören sogar, Silvius habe damals das *Tedeum* rückwärts gebrüllt.

Muhammad al Ghazali nahm sich des Jungen an und zog ihn, ohne jemals eine Amme anzuwerben, in seiner Burg groß. Bald hatten Vernunft und Herz des Knaben Muhammad zu seinem Vater erklärt. Leichter scheint, einen Mohren weiß zu waschen oder des Leoparden Flecken zu vertreiben, als die Verbindung zwischen beiden zu brechen. Obschon Silvius das einzige Kind des Arabers war, wuchs er nicht alleine auf; die meiste Zeit verbrachte er in Gesellschaft seiner bildschönen Cousine, der vier Jahre jüngeren Sophie von Schlosser, auf den Ländereien ihres Oheims. Silvius war ein fröhliches Kind. Er spielte mit Fröschen, baute Dämme und kleine bewegliche Geräte, die durch Röhren die Hänge der Auen hinunterflitzten. Eines seiner liebsten Spiele war, mit der Hand eine Fliege aus der Luft zu schnappen. Ich habe nie gesehen, dass er eine verfehlte. Oft saß er auch auf dem Platz und zog Linien in den kohlenschwarzen Sand, der noch von den Kriegsbränden die Erde bedeckte. Seine Begabung war schon früh aufgefallen. Silvius würde Maler werden.

Als Jüngling wurde Silvius melancholisch. Oft sah ich ihn allein an der Elbe sitzen, versunken in einer düsteren Tiefe. Die Melancholie, ein nicht zu verzeihender Zustand, den ich selbst besser als jeden anderen kenne, ist gefährlich – und doch brachte seine Traurigkeit uns einander näher. Ich, der ich zwölf Jahre älter und ein Stummer bin, habe Silvius oft mein Ohr geliehen und tat es gern, auch weil ich seit je große Bewunderung für Muhammad hegte.

Ich erinnere mich an Silvius' Schilderung, als er einmal von einer Reise nach Nürnberg zurückkam. Da zählte er wohl dreizehn Jahre. Er besuchte dort einen Schüler Stoskopfs, zu dem ihn Muhammad geschickt hatte. Verwundert erzählte Silvius mir bei seiner Rückkunft, wie viele Hinrichtungen er auf seiner Reise gesehen hatte. Keiner der zum Tode Verurteilten war ihm melancholisch erschienen. Aber dann diese Augen zum Schluss. Als bliebe die Zeit endgültig stehen. Die Zeit sei zwar anwesend, aber wir verfügten nicht über sie. Um uns die einfachsten Dinge vorstellen zu können, benötigen wir Bilder. Bilder? Unsere Augen treffen auf die Außenhaut der Dinge. Die Augen können aber nicht die Natur der Dinge begreifen, sondern nur, wie uns die Dinge scheinen. Silvius gestand mir, er habe daher immer mit Andacht vor den Bildern gestanden, vor den Veilchen und Muscheln, den Gläsern und Pokalen, den Panzern von Insekten und Schildkröten, Gürteltieren, Oberflächen, die vielleicht wieder auf andere Dinge verweisen. Denn es sei sonderbar, man lerne am Schein der Dinge, durch ihre Nachahmung, auf ihr Wesen zu schließen... Nicht auf ihr Wesen, sondern auf das Wesen ihres Erscheinens. Er schwärmte von einem Maler namens Codde, dessen Bilder er in Nürnberg gesehen hatte. Codde malte immer die gleichen wenigen Dinge, eine Muschel, eine Beere, einen Pfirsich, zwei verschiedene andere Muscheln, alle von weither an die Strände des Kontinents angeschwemmt. Manche Gegenstände entstammten Büchern, andere der Fantasie. Was zählte, war deren immer neu variierte Anordnung. Wie das Schachspiel unendlich viele Kombinationen ermöglicht, ent-

steht so jedes Mal ein neues Bild mit einem neuen Sinn. Das Sehen der Gegenstände zu malen, das wäre es. Der Mensch sieht doch den ganzen hellen Tag, begreift aber nicht, was er tut. Silvius malte das Übriggebliebene, abgeessene Äpfel, verwahrloste Zechtafeln, die im fahlen Augenlicht zurückbleiben. Das Sichtbarmachen dieses Abfalls im Dämmerlicht führt näher zur Menschenkenntnis als tausend Porträts. Dachte Silvius daran, als er mit vierzehn ockerfarbene Grisailen malte? Dann immer weiter und weiter und weiter, bis er nur mehr einen einzelnen Pfirsich malte, wochenlang; monatelang. Aber es genügte ihm nicht, er wollte den Augeneindruck. Silvius war an einer Grenze angekommen. Seine Bilder machten Furore, da er mit List arbeitete: Er schliff die Oberfläche der Ölgemälde mit Schmirgelsteinen, er tilgte jede Spur des Pinsels, schliff und lackierte und schliff wieder, bis sie wie echte Spiegel aussahen und der Betrachter sich in diesen Spiegeln, die aber die Fiktion eines Spiegels waren, der einen Pfirsich spiegelte, selbst sah. Der künstliche Spiegel wurde so zu einem echten Spiegel und so weiter, aber ihm war all das nicht genug. Auch der Erfolg rettete ihn nicht aus seiner Melancholie. Er schnappte traurig nach einer Fliege, sie waren seiner Schnelligkeit nicht gewachsen.

Dann ging er nach Amsterdam. Seine eigentliche berufliche Lehre begann; er wechselte fünfmal den Meister, um schließlich in das Atelier des alten Willem Kalf zu kommen, des Meisters großartiger, gleichsam in Licht getauchter Interieurs und Stilleben. Er blieb jedoch nur kurz, führte ein Zigeunerleben. Er reiste durch Flandern und England, von wo er Mappen voller Skizzen mitbrachte,

seine Zeichnungen waren jetzt exakt, wie mit einem einzigen Federstrich ausgeführt. Silvius wurde ein Schnelligkeitsmaler. Vorläufig blieb er bei seinen Stillleben, seinen Heilkräutern, Ackerveilchen, Brunellen und Gauchheil, bei Pfingstrose, Kamillenchenszunge und Lungenkraut, die er gezeichnet hatte, als er krank von der engländischen Reise zurückgekehrt war und sich dem Tode nahe gefühlt hatte.

Er schrieb mir:

Ich bin also in Holland, dem Königreich der Dinge, dem Großherzogtum der Gegenstände. Die Malerei in Holland ist allgegenwärtig. Es ist, als bemühten die Künstler sich, die sichtbare Welt ihres kleinen Vaterlands zu vergrößern, die Wirklichkeit durch Tausende, Zehntausende von Ölbildern mit Meeresküsten, Schwemmlanden, Dünen, Kanälen, weiten Horizonten und Stadtansichten zu vervielfältigen und festzuhalten. Aber vor allem:

Die Zuneigung zu den Dingen ist hier so stark, dass man Abbildungen und Porträts der Gegenstände bestellt, um sich ihres Daseins zu versichern und ihre Dauer zu verlängern. Die Maler haben einen Wirklichkeitssinn, vor dem die Menschen das Haupt beugen, in ihrer Kunst finden sie zu einer Form von gesteigerter Echtheit, die zu Recht als Magie bezeichnet werden könnte. In England habe ich alles gesehen, was ich mir wünschte: Apparaturen, die ich nicht für möglich gehalten hätte, eine Kamera, kaum größer als ein Reisekoffer.

Er malte einen Krug und eine Kandare, eine Laute, er malte ein Musikinstrument, das jeden Moment zu klingen anhebt. Ein Glas, das dasteht, ruhig und selbstsicher in seiner Dinghaftigkeit, gleichsam in Erwartung eines

schlichten schwarzen Tuchs mit einer Spitzenmanschette, aus der eine kräftige Hand hervorschaut, die es aufheben wird, dieselbe Hand, die den Maler mit greifbaren Geldstücken für das von ihm geschaffene Werk bezahlen wird. Silvius wird reich in Holland, und als er zurückkehrt, hat er sich zu einem Titanen gewandelt, ist aufbrausend, fröhlich und getrieben von einer Kraft, die ihm niemand zuge-
traut hätte, der ihn von früher kannte.

Doch nützt ihm das heute gar nichts. Im Gegenteil: Sein Reichtum und sein Ansehen aus einer fremden Welt bieten hier in den sächsischen Provinzen umso mehr Anlass, ihm mit Neid und Missgunst zu begegnen. Die seine Kunst einst liebten, sind heute seine ärgsten Verfolger.

Ein Ruf aber ist meist schneller als die Wahrheit. Silvius habe, flüstert man heute, in Amsterdam gelernt, in seinen Werken den Saft, vor allem aber die Schale von Zitronen zu verarbeiten, damit sie riechen. Daher verwechselte der Betrachter den Nasen- mit dem Augenaffect, und das Urteil spreche einer gemalten Zitrone daher eine Echtheit zu, die sie nie haben könne. Einmal habe er ferner das Schweißtuch der Veronika gemalt und dabei das Blut eines Gehängten – andere sagen, es sei das Blut eines Schweins gewesen – in die Farbe gemischt.

Die Stärke der Empfindung, die seine Stillleben erzeugen, mutmaßt man, rühre von der Gewalt, die er mit in seine Kunst hineingebe. 1654 hat Wolffsohn von Bautzen in seiner *Cosmologia Naturalis* dieses Prinzip klar benannt: »in toto universo semper conservatur eadem virum vivarum quantitas – im Universum bleibt die Menge der lebendigen Kräfte erhalten«. Die Kraft jeder Empfing-

dung hat also einen Anstoß, der ebenso groß wie diese ist. Die Farben, die er nutzte, seien in dunklen Kammern von schlecht bezahlten Knaben so lange fein geschliffen, bis die Kraft aus den Armen der Gefesselten entwich. Er beliebe sogar, wenn er ein Veilchen malte, das Leichenwasser putrefizierter Mumien beizumischen, um beim Betrachter das Gefühl der Vergänglichkeit zu erzeugen. Silvius, sagt man, ließ feiste Bäuerinnen seine Leinwände waschen und walken, um die Kraft ihrer Waden in seine Bilder zu bringen.

Vielleicht stimmen einige Zeitungen über ihn, die meisten sind gewiss übertrieben. Der Hofmaler Hieronymus Feigel erzählt überall herum, dass er Silvius in Amsterdam getroffen habe. Porträts, die er für gutes Geld habe anfertigen sollen, nachdem seine Stillleben schon für Aufsehen gesorgt hatten, hätten Silvius in große Not gebracht. Sie wollten ihm nicht gelingen. Nach zahlreichen Vorzeichnungen porträtierte er die Brüder de Witt. Die Physiognomien dieser schönen und guten Männer, die ein so schlimmes Ende finden sollten, zog Silvius ins Lächerliche, was allein ihm noch keinen Vorwurf eingebracht hätte. Er zwang ihnen aber dazu unendliche Sitzungen auf. Kein anderer Maler hätte sich das erlauben können. Silvius skizzierte, zeichnete, verwarf und übermalte, spannte die Brüder de Witt in von ihm selbst erfundene Apparaturen, zwängte ihre Köpfe in Drahtgeflechte, er band sie auf Stühle und schraffierte ihre Gesichtshaut, er zog an ihren Wangen, hängte Gewichte an die Ohren. Am Ende brachte er ein Bild zustande, das Toten ähnlicher war als Lebenden.

Dem Gericht liegen angeblich Gemälde von Silvius vor. Niemand darf sie sehen, denn, so erzählte das Eheweib eines Depotmeisters, der den ersten Leutnant kennen soll: Niemand kann die Bilder anschauen, ohne den Verstand zu verlieren. Es heißt, die Jesuiten haben sie konfisziert.

Wer immer diese Bögen finden wird, sollte wissen, warum ich die Geschichte niemandem erzählen kann, sie auch nicht mit der Hand aufschreibe. Die Nacht ist nicht mehr lang, die Bleischmerzen beginnen zu bohren, und die Mönche gegenüber heben zu singen an. Die Druckerei liegt nur wenige Meter vom Jesuitenkloster entfernt, dem Ort der Anklage, in dem Abt Bergwitz die Herrschaft hat. Ich will die verbleibenden Stunden der Nacht nutzen, dem geneigten Leser Zeugnis zu geben von meinem Leben und meinen Fähigkeiten als Chronist. Ich bin stumm geboren worden und habe nie zu sprechen gelernt; dass ich aber nicht schreiben kann, ist eine Folge des Krieges...

Ich wurde zehn Jahre vor dem Frieden von Westfalen geboren. Eine Zeit, in der die Menschen ihre Hunde gefressen haben oder umgekehrt und die Kinder vom ersten Geburtsschrei bis zum Verhungern kaum Luft holen konnten. Ich habe nicht geschrien, als ich, an der Nabelschnur hängend, unter meiner Mutter in blutige Schweine-daunen fiel. Sie lag bewegungs- und atemlos auf einem Trog. Die Schweine waren hungrig, ich war hungrig. Ich rührte mich lieber nicht, als die feuchten Schnauzen der knorpelkauenden Kreaturen mir fast den ersten Atem nahmen. Noch heute gehe ich Schweinen aus dem Weg.